

Der Vetter aus Amerika

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XX. Jahrgang 1924, 2. Band

Vor einigen Wochen wurde ich durch den Besuch von Dr. Ludwig Lewisohn erfreut, der in New York die sehr besonnene, sehr gerechte Wochenschrift ‚The Nation‘ mit herausgibt, und der in Amerika als der erste Theaterkritiker gilt. Die Tage, die wir zusammen verbringen und verplaudern durften, waren grade nicht verregnet, aber sonst setzte mich der Besuch in einige Verlegenheit. Amerika ist in den letzten Jahren von einigen deutschen Schriftstellern entdeckt worden mit seinen Wolkenkratzern, mit seinen Liftexpreßzügen, mit seinen Riesenhotels, mit seinen Riesenkinos, mit seinen Ford-Automobilen, die so dicht fahren, daß kein Mensch mehr vorwärts kommt, kurz: mit Allem, was großartig und sogar jroßartig ist. Was sollte ich unserm Gast vorsetzen, damit wir ihm auch imponierten? Erst wollte ich ihn nach Weimar bringen. Aber das geistige Kapitol Deutschlands wurde grade von der Roethe-Gesellschaft, dann von Bartels und Ludendorff als Sanktionsgebiet besetzt gehalten. Mein Freund ist als Professor des Deutschen an der Universität Central City gemaßregelt worden, weil er zu Ehren von Gerhart Hauptmann, Nietzsche und Goethe schrieb, weil er die geistige Kultur Deutschlands – so wie er sie versteht – auch während des Krieges als der Welt unentbehrlich verkündete. Das hätte ihm in Weimar nichts geholfen, da schon sein Name besagt, daß seine Altvordern nicht zugleich mit ihren Leibrössern in ihren Hünengräbern bestattet liegen.

Was sollte ich unserm Gaste vorsetzen? Unsre führenden Männer, indem ich meine außerordentlichen Beziehungen spielen ließ? Verlangen danach schien nicht vorhanden. Unsre Bücher? Die kennt er besser als ich. Lewisohn hat außerordentliche Essais über die moderne deutsche Literatur geschrieben, und er sagt auch aus dem Gedächtnis ganze Bände auf von Dehmel und Rilke und Stefan George. Unser Theater, womit ich mich sonst zu retten pflegte? Und dessen Amerikanisierung, wie man sagt, doch erst angefangen hat? Ihr könnt euch auf mich verlassen. Ich habe Alles getan, um von ihrer sommerlichen Repräsentation einen Kritiker fernzuhalten, der eine wahrhaft intuitive Anschauung von Reinhardt und Brahm hat, obgleich er von dem lebenden Buddha nur die große Pantomime und von dem toten gar nichts kennt. Ich habe mich damit begnügt, dem Freunde und Kollegen ein Glas Rheinwein

– so leben wir alle Tage – vorzusetzen, und das hat er getrunken, nicht wie ein Amerikaner, der sich aus der Proibition in die Ausschweifung stürzt, sondern wie ein Freier und Fröhlicher, die von einem wichtigen Menschenrecht Gebrauch macht. Dieser Mann geht mit dem in Amerika unedel gewordenen Tropfen um, als ob auch seine ältesten Vorfahren auf beiden Ufern des Rheins gesessen hätten. Oder liegt es daran, daß auch unser Herrgott – der von Ludendorff konnte noch nicht schreiben – auf hebräisch in seine Bibel gesetzt hat, daß der Wein des Menschen Herz erfreut?

In ‚Up Stream‘, einem der wertvollsten Bücher, die seit dem Kriege überhaupt erschienen sind, protestiert Ludwig Lewisohn gegen die Proibition von Wein und Liebe und Philosophie und Kunst im freien Amerika; ein doppelt Fremdstämmiger, wie man auch drüben sagt und ihm besonders gesagt hat, protestiert im Namen der Freiheit, wie Emerson und Whitman sie verstanden haben. Fordert statt der angeblichen die echte Demokratie, die dem Menschen das Grundrecht der sittlichen Unabhängigkeit verbürgt. Ich will Lewisohn seine Lebensgeschichte, die er symbolisch „an american chronicle“ nennt, nicht nacherzählen, umso weniger, als sie bald auf Deutsch in der Frankfurter Sozietätsdruckerei erscheinen wird. Einen Händedruck aber, man behält seine Hand dauernd in der eignen, schulde ich ihm als Berliner schon für das wunderbare Kapitel seiner Kindheit. Denn nun muß endlich die Wahrheit heraus, daß diese sich in Berlin und sogar, wo es am uninteressantesten und am unheroischsten ist, so zwischen der Jerusalemer Kirche und der Franzer-Kaserne abgespielt hat. Berlin hatte das Glück, muß man wohl sagen, schon von dem Achtjährigen verlassen zu werden, als seine Eltern nach Amerika auswanderten. So wurde ihm Berlin zum Traum, mit dem Tiergarten und dem Goldfischteich, mit der romantischen Sommerwohnung an der Oberspree und mit den kahlen Hölzern, die auf viel Sand und wenig abgetretenes Gras gebaut den Grünwald bedeuten. Ganz außerordentlich hat seine Erinnerung die protestantisch-norddeutsche Atmosphäre erfaßt, in der auch eine Familie Lewisohn, nahe der Jerusalemer Kirche, weit von Jerusalem, damals leben mußte und konnte. Was nahm der Junge aus Deutschland mit? Die Märchen der Grimm, Bechstein, Andersen, und sehr früh gesungen die Lieder der Schubert und Schumann, die seine Mutter am Klavier sang. Der Vater, zu Geschäften nicht sehr geeignet, hat noch in Amerika, und sogar in einem südstaatlichen Nest, Beethoven gespielt und Kant gelesen. Beide Eltern litten dort schwer an gesellschaftlicher und seelischer Vereinsamung, sie wurden keine richtigen Amerikaner mehr.

„The making of an American“ – die Anfertigung eines Amerikaners heißt eins der ersten Kapitel vom neuen Leben. Doch ich will, wie versprochen, das Buch nicht

nacherzählen, das Ihr euch in der Uebersetzung ebenso gut zu Weihnachten wie zu Chanuka schenken könnt. Von den freundlichen Methodisten in ihre christliche Heiterkeit aufgenommen, wird der Schuljunge, wird der Jüngling ein richtiger Amerikaner, der ganz genau weiß, wie schicklich gehandelt und gedacht werden darf. Die amerikanische Mühle hat ihn eingeschluckt und wieder herausgegeben nach ihrem unfehlbaren Modell, wovon es in Onkel Sams Familie hundert Millionen Exemplare gibt. Aber schon der Student beginnt seine Entdeckungen zu machen von Dingen, über die in dieser säubern, glücklichen, harmonischen Familie nicht gesprochen werden darf. Daß es etwa zwei Geschlechter gibt, die sich durch mehr als die Länge der Haare – wenigstens damals – unterscheiden, und daß dieser Unterschied auch ohne Erlaubnis des Standesbeamten uns zu beschäftigen, sogar zu beunruhigen geeignet ist. Die andre Entdeckung gilt dem Unterschied, der wiederum zwischen den Männern existiert obgleich die Betreffenden und die Betroffenen ihn nicht zugeben wollen als gleichgebürtige und gleichberechtigte Kinder der größten Demokratie. Der Jude wird in den akademischen Kreisen, im Bezirk der reinen Forschung und des Denkens nicht grade beleidigt, nicht grade zurückgestoßen, sondern nur höflich zur Tür hinauskomplimentiert, auch wenn er mit den besten Zeugnissen eingetreten ist und sehr anerkannte Beweise seines Talents und seines Wissens auf der Tisch gefegt hat. Der Amerikaner macht noch manche andre Entdeckung, vor allem die einer Plutokratie, die alle Mittel ihrer Gesetzgebung, ihrer Politik, ihrer Presse, ihrer Universitäten und ihrer Kirchen gebraucht, um sich ihre tatsächliche, ihre wirtschaftliche Uebermacht noch einmal als vom Volke, also von Gott gewollte Herrschaft bestätigen zu lassen.

Diese Lebensgeschichte eines Amerikaners wird ganz von selbst zu einer Geschichte amerikanischen Lebens, eine wahrhaft kritische und darum schöpferische Leistung, aus lauter Wirklichkeiten eine Dichtung, so leise wie stark und unglaublich aufrüttelnd vorgetragen, in edler Prosa fast gesungen von einem Menschen, der sehr stolz geworden ist, weil er das Fürchten verlernt hat. Was fürchten? Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem europäischen und dem amerikanischen Risiko der Opposition. Der deutsche oder französische Schriftsteller lebt ja zunächst von der Opposition; auch wenn der Staat ihm einige Scherereien macht, und wenn er sich moralisch auf den Kopf stellt, Künstlerisch auf den Händen läuft, er kann eine Minorität finden, die ihn trägt und deckt. Es gibt bei uns viele Arten von Pub-likum, und man kann schlimmstenfalls auch vom Anderssein leben. In Onkel Sams glücklicher Familie ist es sündhaft, anders zu sein, anders zu denken, und wer sich auf einer persönlichen Meinung gegen die allgemeine ertappt, hält sich wohl selbst für einen schlechten Christen, dem man den Gefallen der

Teufelsaustreibung erweisen muß. Auch Lewisohn hat einmal am schlechten Gewissen gelitten, aber nachdem er viel erfahren und viel geweint hatte, lernte er auch das Lachen des Befreiten. In diesem Buche schluchzt es noch von Bitternissen, aber wenn sein Lachen noch einmal klingt, wird es fröhlich sein und Schätze von Gold wert, wie sein Meister Gerhart sagt. David gegen Goliath – ein kleiner Schriftsteller gegen die größte Demokratie. Aber er hat getroffen; das Buch eines Fremdstämmigen hat in Amerika einen Ungeheuern Eindruck gemacht, das sich nach dem Kriege so gut wie Europa mit einer neuen Reaktion belastete, mit dem neu erwachten Ku Klux Klan befleckte.

Der Mann, der sich gegen den Strom behauptete, will in Amerika nicht nur geduldet sein, weil er an der Spree geboren ist, und weil seine Vorfahren ihre Harfen an die Weiden der Wasser Babels gelehnt haben. Amerika, du hast es besser – oder du solltest es besser haben. Die europäischen Staaten, meint Lewisohn, können sich, wenn auch trügerischer oder irrtümlicher Weise, darauf berufen, daß sie auf der Einheit einer Rasse gegründet sind. Amerika hat alle Nationen, auch die der Armen, der Enttäuschten, der Bedrückten, bei sich empfangen. Wer dort ist, hat das Recht, dort zu sein. Wieviel Eingewanderte sind wirklich assimiliert? Meint Ihr die Baseballspieler, alle die Glattrasierten mit demselben so hochmütigen wie frechem Gesicht, die geistig grade noch imstande sind, eine schlechte Zeitung zu lesen und daraus ihr Kauderwelsch zu ziehen? Unter den Millionen ist es Einer. Ich bin dieser Eine. Forschend und dichtend in einer Sprache tätig, die meine eigne geworden ist, und die ich euch rein halte mit reinen Worten und Gedanken. So ungefähr schreibt der Spreeamerikaner, der sich viel furchtloser hält als irgendein Bankier oder Milliardär, an dem man die Hundertprozentigkeit vermißt. Geist rüstet stärker als Geld. Das ist einmal eine schöne Ausnahme. Und Blut ist dicker als Wasser. Der Freund, meiner und Deutschlands, für das er drüben Einiges ausstehen mußte, hat sich in seiner Geburtsstadt sehr wohl gefühlt und sogar den Kurfürstendamm lieb gewonnen. Das kam aber auch wohl daher, daß er mit einem Glas Bier oder Wein ganz ungestraft unter den Palmen seiner lieblichen Vorgärten verweilen durfte. Aus einer männlichen Tapferkeit, die viele Narben davontrug, ist schließlich ein fröhlicher Mensch erstanden.